



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kulturgeschichte der Neuzeit

d. Krisis d. europäischen Seele von d. schwarzen Pest bis zum 1. Weltkrieg

Romantik und Liberalismus, Imperialismus und Impressionismus

Friedell, Egon

München, [1950]

Der "dichtende Volksgeist"

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79667](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79667)

den Herausgeber der Königinhofer Handschrift, einer Sammlung tschechischer Gedichte und Epenfragmente, die er im Gewölbe des Kirchturms von Königinhof gefunden haben wollte; ihre Unechtheit, noch heute von Chauvinisten bestritten, wurde erst siebenzig Jahre später einwandfrei festgestellt.

Der „dichtende Volksgeist“ Ein Produkt der Hyperkritik war die „Liedertheorie“ Karl Lachmanns, die auf den Homerforschungen des hervorragenden Altphilologen Friedrich August Wolf fußte. Schon der Abbé d'Aubignac hatte in einem 1715, lange nach seinem Tode erschienenen Werk „Conjectures académiques ou dissertation sur l'Iliade“ behauptet, ein Mensch namens Homer habe gar nie existiert, die Ilias sei eine Sammlung einzelner Stücke ohne Gesamtplan, von einem Redaktor zusammengefügt. So weit ging nun Wolf allerdings nicht; aber er leugnete, daß sie eine ursprüngliche Einheit sei und einen einzigen Verfasser habe. Lachmann hingegen bekannte sich zu der extremen Auffassung, daß zwischen den einzelnen Gesängen der homerischen Epen keinerlei Zusammenhang bestehe, wofür er geltend machte, daß sie gewisse topographische und psychologische Widersprüche enthalten, als ob deren Vermeidung die Hauptpflicht eines Dichters und bädelerhafte Korrektheit das Haupterfordernis eines Epos wäre. An Lachmann zeigt sich die Kehrseite der romantischen Theorie vom „dichtenden Volksgeist“, die an sich ein vertieftes Verständnis gewisser Phänomene bedeutet, aber, ohne Takt gehandhabt, zur Auflösung des Begriffs „Kunstwerk“ führen muß, indem man alles, was historisch unkontrollierbar ist, einfach von selbst gedichtet sein läßt. Wolfs Hauptargument, das Lachmann wiederholte, war das Zeugnis des Altertums, Peisistratos habe die sogenannten homerischen Gedichte (also offenbar einzelne Lieder) gesammelt. Er hat sie aber bloß wiedergesammelt. Die Rhapsoden pflegten einzelne Stücke vorzutragen, wir würden heute sagen, Bücher oder Kapitel des Werks, und in Athen wurden diese wieder zusammengestellt, als eine Art „Neuaufgabe“: man kann also bestenfalls von einer Rekonstruktion sprechen. Allerdings hat der Dichter in echt griechischer Relieftchnik aus jedem der Gesänge ein abgerundetes Kunstwerk gemacht, was sich übrigens schon dadurch

notwendig machte, daß sie viel mehr durch Rezitation als durch Lektüre verbreitet wurden und daher im Hörer nicht die stete Vergegenwärtigung des Gesamtwerks voraussetzen konnten. Aber die zahlreichen eingewirkten Anspielungen, Rückbeziehungen, Pro-
phezeiungen weisen unverkennbar auf ein solches hin. Die spätere
Forschung hat denn auch die superklugen Skeptizismen der Lieder-
theorie ihrem Schicksal überlassen und glaubt wieder an einen
Dichter Homer aus Smyrna, das gewaltigste epische Genie aller
Zeiten, der um 700 die Ilias komponiert hat. Aber nicht die philo-
logischen und archäologischen Beweise, auch wenn in sie noch so
viel Fleiß, Sachkenntnis und Scharfsinn investiert ist, sind in dieser
Frage das Entscheidende, sondern das für jeden gesunden und vor-
urteilslosen Menschen unabweisbare Gefühl, daß dieses Werk nur
einem großen Künstler seine Entstehung verdanken kann. Es hat
zu allen Zeiten „tiefgründige Köpfe“ gegeben, die hinter jedem
noch so simplen Tatbestand etwas suchen, das noch „aufzudecken“
und „aufzuklären“ sei. Sie decken diesen vermeintlichen Hinter-
grund auf, sie erklären diesen zweiten Sinn, den die Sache angeb-
lich hat; und nun ist die ganze Angelegenheit für jedermann ret-
tungslos unverständlich geworden. Der „homerische Sagenkreis“
war allerdings schon vor Homer da, aber leider ohne Homer! Die
„Bausteine“ waren da, aber der Baumeister nicht, das Genie, das
aus dem Chaos den Kosmos macht. Shakespeare hat aus dem Chaos
der kühnen und phantasievollen, aber dunkeln und wüsten Figuren-
welt seiner Vorläufer den Kosmos seiner Dramenwelt gemacht.
Homer hat aus rhapsodischen Bruchstücken unbewußter Dichter
die sinnreich und lichtvoll geordnete bewußte Dichtung seiner Ilias
gemacht. Statt aber die Taten dieser Lichtbringer anzustaunen,
sagt man: sie haben nicht existiert! Ebensogut könnte man uns glau-
ben machen, daß der Zeus, den wir bisher dem Phidias zugeschrie-
ben haben, von einem Gremium von Steinklopfern und Farben-
reibern geschaffen worden sei. Und wenn eines Tages jede genauere
Kunde von Goethe verschwunden sein sollte, werden sich wahr-
scheinlich scharfsinnige Gelehrte finden, die behaupten, daß sein
Name die Personifikation eines untergegangenen Volksstamms be-

deute und der Faust, wie schon aus seinen zahlreichen Widersprüchen und der Uneinheitlichkeit der Titelfigur hervorgehe, aus Bruchstücken dieser gothischen Volkspoesien zusammengeleimt sei, die man irrtümlich gothisch nannte.

Wir haben daher auch zu der zweiten, von der Wissenschaft noch heute zum Teil akzeptierten Theorie Lachmanns, die sich mit dem „Nibelungenlied“ befaßt, kein richtiges Vertrauen. Auch hier behauptete er, daß bloß romanzenartige Lieder kompiliert worden seien, und zwar zwanzig, die er reinlich voneinander sonderte. Aber Wilhelm Scherer, der, ihm beipflichtend, dezidiert erklärt: „der Dichter des Nibelungenlieds ist unfindbar“, sieht sich gleichwohl zu der Bemerkung genötigt: „indem unser Gedicht aus dem Stoffe nicht bloß Episoden herausgreift, sondern ihn erschöpft, gewinnt es äußerlich eine höhere Einheit als die Ilias.“ In wem anders aber könnte diese Einheit liegen als in einem großen Dichter? Das Hauptargument Lachmanns und seiner Schule (das bei Homer nicht anwendbar war) besteht diesmal darin, daß das Nibelungenlied „stümperhafte“ Partien enthalte, was sich aber sehr leicht aus verderbter Überlieferung erklären läßt und überhaupt gar nichts beweist, denn ein Künstler ist keine Fabrik von Vortrefflichkeiten und gerade die „Ungleichmäßigkeit“ unterscheidet ihn vom geschickten Talent: es lassen sich bei Schiller mehr mißlungene Partien finden als bei Wieland, und ein so miserables Theaterstück wie Maeterlincks „Bürgermeister von Stilmonde“ hätte Ludwig Fulda niemals geschrieben. Jakob Grimm charakterisierte denn auch Lachmann sehr treffend, indem er sagte, er sei der geborene Herausgeber und schenke dem Inhalte nur insoweit Beachtung, als er daraus Regeln und neue Griffe für die Behandlung seiner Texte schöpfen könne; ließen sich alle Philologen in solche teilen, die die Worte um der Sachen, und solche, die die Sachen um der Worte willen treiben, so gehöre Lachmann unverkennbar zu den letzteren.

Der Zauberstab der Analogie Die Brüder Grimm waren Männer von ganz anderem Schlage; sie vereinigten die wärmste Einfühlung ins Objekt und das feinste Ohr für die Regungen der Sprache mit geduldigster Sorgfalt und mikroskopischer Strenge. Ihre „Andacht vor dem Unbedeutenden“,